

# Neue CDs



## Silke Eberhard/Dave Burrell

### Darlingtonia Jazzwerkstatt 112

Die Andromedanetzwanze (lat. *Stephanitis takeyai*) ist nicht nur ein Schädling aus Japan, der 2004 erstmals in Berlin an der Lavendelheide entdeckt wurde. „Stephanitis takeyai“ heißt auch das sechste Stück des Albums „Darlingtonia“ von Silke Eberhard und Dave Burrell, ein Live-Mitschnitt von 2010 aus der Kunstfabrik Schlot in Berlin. Aus dem Augenblick heraus, aus Impulsen entwickelt, die auf den artikulierfähigen Wegen des Atmens in Klänge umsetzbar sind: Der Dialog zwischen Piano (Burrell) und Altsaxophon (Eberhard) mäandert ohne Kontrolle in freie, figurative Improvisationen, die Schall und Rauch gleichzeitig als Transportmittel benutzen. Es existieren keine Zusammenhänge zu irgendetwas, die Musik entsteht allein aus den Momenten, in denen Körper und Geist sich auf eine Reaktion einigen. Der im Umgang mit Thelonious Monk und Duke Ellington geschulte, später mit dem Saxophonrevolutionär David Murray im Duo spielende Dave Burrell rollt seine musikalischen Erfindungen quer über die Bühne hin zu der von Eric Dolphy stark beeinflussten Silke Eberhard, die dem radikal-brachialen Werk dieses Jazzavantgardisten und Multiinstrumentalisten jede Menge Zwischen-, Halb- und Poltertöne abhuchste. Im Moment der Klangexzesse strebte die Musik schließlich zu sich selbst, Bezeichnungen für die Stücke fügte das Duo erst im Nachhinein zu. Ein Blick ins Faunabuch reichte aus, Käfernamen wie der oben erwähnte oder auch „*Rhynocoris iracundus*“ (Rote Mordwanze) und „*Meloidae*“ (Ölkäfer) als Titel für die Musikstücke zu finden. „Darlingtonia“, eine Schlangenart aus der Natternfamilie, wirkt wie ein kleines Kapitel aus frühester Evolutionsgeschichte des Free Jazz, als der Mut der Musiker noch groß war und das Experiment und die konsequente Leugnung jeder Tradition im Fokus der Musikalität stand. Silke Eberhard und Dave Burrell schaffen es auch ohne Köcher, bunte Gestalten des Tierreiches ins gleißende Licht des öffentlichen Interesses zu holen.

Klaus Hübner

## Cecil Taylor

### The Complete Nat Hentoff Sessions

Solar Records/Deutsche Harmonia Mundi

Schon früh zeichnete sich in der musikalischen Entwicklung Cecil Taylors ab, dass das Schema Thema-Improvisation-Thema für ihn keine Gültigkeit hatte. Bereits in seiner ersten eigenen Gruppe mit Steve Lacy 1956 sind die Übergänge von Soli zu Kollektiv-improvisationen fließend, ist nicht richtig ersichtlich, wo das Thema aufhört und die Improvisation beginnt. Nicht nur im

Live-Auftritt beim Newport Jazz Festival 1957, der als Bonus-Track der jüngst erschienenen 4-CD-Box „The Complete Nat Hentoff Sessions“ beigegeben ist, wird dies deutlich, sondern besonders in den Aufnahmen des kurzlebigen Candid-Labels zu Beginn der 60er Jahre. Sie sind komplett in besagter Box wiederveröffentlicht worden und werfen ein schillerndes Licht auf die ersten Jahre von Cecil Taylors Karriere als Leader. Mitte der 50er Jahre – dies sei der Vollständigkeit halber erwähnt – hatte Taylor bereits vier eigene Platten veröffentlicht.

Der engste Weggefährte des Pianisten war von 1955 bis 1962 Buell Neidlinger. Der Bassist ist auf allen Platten Taylors jener Jahre zu hören. Er war damals der einzige Bassist, der sich an die Musik des Titans heranwagte. 1961 trat dann Henry Grimes in Erscheinung. Auffallend bei allen vier CDs, die rund fünf Stunden höchst intensive Musik präsentieren, sind die rhythmischen Gegebenheiten und Verwerfungen. Während sich die Schlagzeuger Dennis Charles und Billy Higgins swingenden Rhythmen verpflichtet fühlten, brachte Sunny Murray die Wende. Unbelastet von traditionellen Schlagzeugtechniken schuf er mit seiner Abwendung vom durchgehenden Beat ideale Bedingungen für Taylors Spiel, der Interaktionen mit den Mitmusikern schätzte. Murray und Taylor ergingen sich in wellenförmigem An- und Abschwollen der Energie, die bestimmend werden sollte. Auf komplexer Rhythmik lieferte der Pianist schnelle chromatische Läufe, weite Arpeggien über mehrere Oktaven an-

und abschwellender Tremoli, die in Staccato-Akkorde übergingen. Registerwechsel, dynamische Abstufungen sowie Variationen des Rhythmus und des Bewegungsverlaufs waren damals angelegt. Die Zusammenarbeit mit den Bläsern nahm mit Jimmy Lyons, der ab 1961 bis zu seinem Tod 1986 mit Taylor regelmäßig zusammenarbeitete, ebenfalls eine Wende, nachdem Archie Shepp einige Probleme hatte. Die anderen Bläser waren damals Clark Terry, tp, Roswell Rudd, tb, und Charles Davis, bs, mit recht konventionellen Klangbildern. Insgesamt verdienen diese Aufnahmen eines der innovativsten Pianisten der Jazzgeschichte höchste Beachtung. Zahlreiche alternate takes um die beiden von Kritiker Nat Hentoff produzierten Alben „The World Of Cecil Taylor“ von 1960 und „New York City Rhythm'n' Blues“ von 1961 vermitteln viel von der kreativen Energie, mit der der Pianist später den Jazz eroberte. Originale liner notes und aktuelle Kritiken beleuchten im Booklet die damalige Schaffensphase. Reiner Kobe

## Aki Takase

### New Blues yellowbird yeb-7723

Was für ein Swing, welche Anmut. Was man am allerwenigsten von Aki Takase erwartet hätte: ein freches Album mit vertraut erscheinender Dixieland- und New-Orleans-Musik, die jedoch irgendwann beständig aus dem Ruder läuft. Doch spätestens mit Takases 2004er Veröffentlichung „Plays Fats Waller“ (übrigens in gleicher Besetzung – ohne

Thomas Heberer – wie das aktuelle Album) war es amtlich: Die umtriebige Japanerin kann auch anders als nur dem Geräusch im Jazz nachzuspüren. Für „New Blues“ verpflichtete sie dem Oldtime Jazz gänzlich unverdächtige Musiker. An erster Stelle Dr. Eugene Chadbourne, der schräge Wohlklangzerstörer und Provokateur, dem man eigentlich keine feingliedrige Komposition an die Hand geben sollte. Dazu gesellt sich der freigeistige Posaunist Niels Wogram, ein Wanderer zwischen den Klangwelten, dazu gesellt sich Rudi Mahall, der der Bassklarinette noch tiefere Töne entlocken kann als sie eigentlich absondert, und dazu gesellt sich der Schlagzeuger Paul Lovens, ein raubauzig-dezenter Weggleiter der Pianistin Aki Takase. Zu guter Letzt trompetet Alex von Schlippenbach beim Titel „Dead man blues“ von Jelly Roll Morton. Das Bündel aus 15 Stücken – von Fats Waller, W.C. Handy, Melrose Oliver und Aki Takase – sprengt lustvoll die engen Ketten der Avantgarde, ohne sie auf dem Scheiterhaufen der Moderne zu opfern. Obwohl man immer geglaubt hat, der Oldtime Jazz sei den Weg alles Irdischen gegangen und in die ewigen Jazzgründe eingegangen, offenbaren sich auf „New blues“ wiedergeborene Perlen ganz alter Musik. Denn, so lässt sich schließen, den „Memphis blues“ kann man auch leicht verstimmt interpretieren, und den „Wild cat blues“ wie eine der unzähligen Dixielandkapellen spielen. Wäre da nicht immer dieser widerborstige Unterton, der den ästhetischen Traditionsklängen kleine Spitzfindigkeiten in den Pelz schnitzt.

Klaus Hübner



„Darlingtonia“ von Silke Eberhard und Dave Burrell wirkt wie ein kleines Kapitel aus frühester Evolutionsgeschichte des Free Jazz, als der Mut der Musiker noch groß war  
Foto: Manuel Miethe